DAS PATRIARCHAT VOR GERICHT



Dass viele Gesellschaften patriarchalisch geprägt sind, dürfte vor allem mit Blick auf das politische Weltparkett seit Jahrhunderten nicht von der Hand zu weisen sein. Diese gesellschaftliche Ordnung, in der Männer historisch und strukturell mehr Macht, Einfluss und Entscheidungsmöglichkeiten haben als Frauen und andere Geschlechter, stand während einer Veranstaltung des diesjährigen Literatursommers der Volkshochschule Stuttgart am 29. Juli im Zentrum des Interesses. Öffentlich vor Publikum wurde das Patriarchat angeklagt, auf Grundlage von „Anklageschriften", die von Frauen für die fiktive Verhandlung verfasst und vorgetragen wurden.

Von Adriane Dietrich

Initiiert und geleitet wurde das Projekt mit dem Titel „Wir stellen das Patriarchat vor Gericht" von den Autorinnen Ines Witka und Christine Lehmann. Witka ist erfahrene Schreibwerkstattleiterin und arbeitet seit Jahren in der feministischen Bildung an der Frauenakademie der VHS. Lehmann bringt reichlich Erfahrung für Textarbeit und die verbale Präsentation von Texten mit. Ihre feministische Grundhaltung zeigt sich auch in ihren Büchern. Beide Frauen sind Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller·innen (VS) Baden-Württemberg. Im Interview erzählt Witka vom Entstehungsprozess und von der Bedeutung dieses Projekts.

Ines, wie kam es zu der Veranstaltungsidee und dem Veranstaltungsthema?

Die Idee stammt von Christine Lehmann: das Patriarchat auf Schadensersatz zu verklagen. Mein Input war, daraus eine Schreibwerkstatt für den Literatursommer inklusive der szenischen Lesung zu machen – also die Klagen von Frauen selbst schreiben und als Zeuginnenaussagen vortragen zu lassen.



Städte, Gemeinden und gemeinnützige Träger können sich bei der Baden-Württemberg Stiftung mit einem Projektantrag für den Literatursommer bewerben. Da ich schon seit vielen Jahren Schreibwerkstätten bei der VHS Stuttgart leite, habe ich Gitte Lindmaier, die Programmbereichsleiterin Kultur & Kreativität, angefragt, ob sie Lust hätte, das mit uns gemeinsam zu machen.

Wie wurden die Texte erarbeitet? Was haben die Teilnehmerinnen in der Erarbeitungsphase reflektiert? Wurden sie explizit für diesen Rahmen erarbeitet?

In einer eigens dafür entwickelten Schreibwerkstatt an fünf Abenden zwischen dem 25. Juni und dem 23. Juli. Die Texte sind ausdrücklich für diesen Rahmen entstanden: Die Form war von Anfang an die literarische Zeuginnenaussage. Das ist etwas anderes als autobiografisches Schreiben. Reflektiert haben die Teilnehmerinnen vor allem den Schritt vom eigenen Erleben ins Gesellschaftliche: Wo betrifft das nicht nur mich? Und: Was kostet das eigentlich – die einzelne Frau, ein Unternehmen, die Allgemeinheit?

Wie viele Teilnehmerinnen haben über welchen Zeitraum die Texte erarbeitet? War auch „Heimarbeit" seitens der Schreiberinnen notwendig?

Angemeldet hatten sich elf Frauen, sieben standen am Ende auf der Bühne – Sommer, Urlaub, Krankheit, das Leben. Mehrere Teilnehmerinnen haben zwei Texte geschrieben, Christine Lehmann und ich haben ebenfalls Texte beigesteuert; so kamen insgesamt 15 Texte zusammen.

Geschrieben wurde im Kurs, finalisiert zu Hause. Und ja, Heimarbeit gab es: Zwischen den Abenden haben die Teilnehmerinnen die Kosten recherchiert. Diese Zahlen haben wir dann für die PowerPoint-Präsentation aufbereitet – zum Beispiel, indem wir die



persönlichen Kosten einer Frau auf die Zahl derer hochgerechnet haben, die davon ebenfalls betroffen sein dürften.

Zahlen, die sich nicht wegdiskutieren lassen

Die Texte hätten sich auch ohne Gerichtsverhandlung vortragen lassen. Was verändert die Einbettung in diese Inszenierung?

Alles. Die Gerichtsform gibt den Stimmen der Frauen ein ganz anderes Gewicht. Aus einer privaten Erfahrung wird eine Aussage, die vor einer Instanz gehört wird – und die Instanz nimmt sie ernst. Das verändert das Zuhören im Saal ebenso wie das Sprechen auf der Bühne.

Der Gerichtsverhandlung wohnten möglicherweise keine Vertreter des Patriarchats bei. Was wäre geschehen, falls doch und es hätte ein solcher gerne diskutiert?

Darauf waren wir vorbereitet. Wenn die Gegenrede ausgeufert oder der Ton nicht angemessen gewesen wäre, hätten wir unsere Inszenierung genutzt – die Vorsitzende Richterin hätte ihm das Wort entzogen.

Wie nachhaltig kann ein solches Projekt sein? Wie kann es den „Angeklagten" erreichen?

Nachhaltig war es schon während der fünf Wochen. Die Frauen haben mir erzählt, wie sie plötzlich im Freundeskreis ins Gespräch kamen – über Dinge, über die vorher nicht geredet wurde. Genau darüber erreicht es auch die Angeklagten: über die Frauen, die weiterreden. Und über die Zahlen, die sich schlecht wegdiskutieren lassen.

Vielen Dank für das Gespräch!

(Fiktive) Zeuginnenaussage von Petra Wahl bei der szenischen Lesung „Wir stellen das Patriarchat vor Gericht – mit unseren Geschichten"

Zeugin 1 – Öffentlicher Raum

Von Ines Witka

Petra Wahl: Mein Name ist Petra Wahl, ich bin 66 Jahre alt und betreue nachmittags Kinder in der Schule. Ich wohne in Stuttgart.

Richterin: Was möchten Sie uns zu Gehör bringen?

Petra Wahl: Ich kann bezeugen: Die Stadtplanung ist nicht für Frauen gemacht. Weder früher noch heute. Meine erste Einschränkung im öffentlichen Raum begann schon als Kind. Es gab Straßen, die ich meiden sollte, Wege, die ich nur im Hellen gehen durfte, und festgelegte Uhrzeiten, zu denen ich zu Hause sein musste. Für meine Brüder galten andere Regeln. Damals hielt ich das für normal. Heute weiß ich: Angst und Einschränkung der Bewegungsfreiheit sind der erste Preis, den Mädchen für ihre Sicherheit bezahlen.

Ich lernte, dass Plätze, die eigentlich für alle Jugendlichen sein sollten, unsichtbare Schranken haben. Mit 14 Jahren wollte ich skaten. Ich ging mit Freundinnen zum Skate-Platz und wir probierten die Boards unserer Brüder aus. Wir wurden ausgelacht. Damals lernte ich: Es gibt Räume, die allen offenstehen und trotzdem nicht allen gehören.

Als ich zu studieren begann, änderte sich mein Leben, aber nicht wie bei meinen Brüdern. Sie gewannen Freiräume, ich die Angst. Die Wege zwischen Universitätsgebäuden und Studentenwohnheim waren schlecht beleuchtet. Sie führten durch eine Unterführung, in der es nach Pisse stank. Mit dem Schlüssel zwischen den Fingern bewaffnet und Pfefferspray in der Handtasche, gingen wir nach Hause, wenn es möglich war, in Gruppen. Wenn eine alleine heim musste, verabredeten wir Telefonketten. Damit jede wusste, ob die andere sicher angekommen war. Manchmal musste es ein Taxi sein, aber Geld dafür hatte ich eigentlich nicht.

Sicherheit ist für viele Frauen nicht selbstverständlich. Sicherheit ist etwas, das sie sich organisieren – und oft auch bezahlen müssen. Als ich mein erstes Kind bekam, sah ich meine Stadt mit anderen Augen. Jeder Weg war plötzlich mühsam. Ich schob einen Kinderwagen über hohe Bordsteinkanten, suchte funktionierende Aufzüge, vermied lange Treppen und plante jede Fahrt danach, ob ich überhaupt umsteigen konnte.

Ich stellte fest: Diese Stadt ist gebaut für Menschen, die morgens zur Arbeit fahren und abends wieder nach Hause. Busse und Bahnen führten schnell ins Zentrum. Mein Alltag spielte sich jedoch zwischen Kita, Turnhalle, Supermarkt, Schule und später dem Haus meiner pflegebedürftigen Mutter ab. Alles kreuz und quer durch die Stadt. Das kostete Kraft, Geduld und Zeit, die ich für mich selbst gebraucht hätte. Schließlich kaufte ich mir ein Auto. Eine teure Entscheidung, aber ich hatte keine andere Wahl.

Auch Fahrten mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist nicht für alle Menschen gleich. In Berlin diskutiert man Frauenabteile zum Schutz vor Belästigungen, das ist bezeichnend. Wir sollen Räume und Situationen verlassen, die für andere selbstverständlich zugänglich bleiben.

Heute bin ich Oma. Kürzlich ging ich mit meiner Enkeltochter zum Kinderturnen. Wir kamen an einer dieser neuen Calisthenics-Anlage vorbei. Es trainierten nur Männer, die meisten oben ohne. Meine Enkeltochter fragte: „Ist das nur für Männer? Wo gehen denn die Frauen hin?" Was sollte ich ihr sagen? Offiziell gehört diese Anlage allen, wie die Skateranlage in meiner Jugend. Damals wurde ich ausgelacht, weil ich als Mädchen dort skaten wollte. Heute stellt mein Enkelkind dieselbe Frage, zwei Generationen später.